

SICKERLICHT

Nr. 7

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Kleine Geschichte.

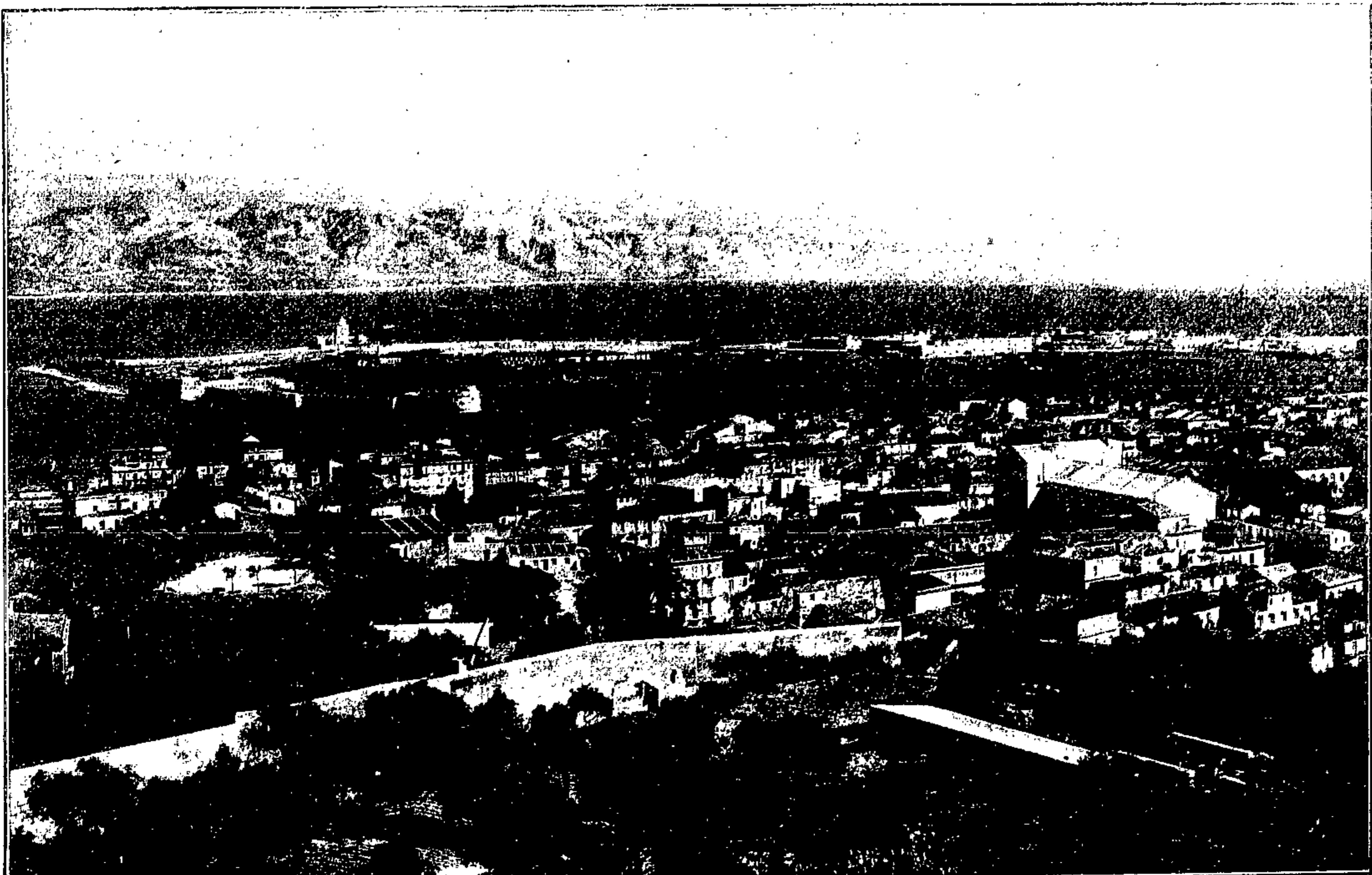
Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(30 Pf.)

Marcel betrachtet die Gestalt Germaines von der Seite. Sie ist voller geworden, das hätte er die ganze Zeit schon sehen können. Bald wird sie ganz umgestaltet sein. Hässlich. In seiner Phantasie steigert sich noch die Ungesta-

sich dessen verschen. Es kommt ihm vor, als hälte sie ihn heimlich überfallen. Er muss nun parieren. Er ist ihr ausgeliefert. Dagegen wehrt er sich. Und er will nicht das Gewicht auf sich gelegt haben. Er ist noch jung, hat kaum

nur nicht wäre! Es wäre ja alles gut. Er hat ja gar nichts gegen sie. Aber es sollte nur nicht das sein. Es stört ihn, es reißt ihn aus etwas heraus, daß ihm seither lieb war, es reißt ihn in etwas hinein, dagegen er sich mehrt. Er muß



Messina und die gegenüberliegende Küste von Kalabrien.

lung. Und er denkt: gebunden, heiraten. Es geht ihm nicht in den Kopf. Germaine hat vorhin einiges gesagt, das er nicht ganz abweisen kann. Und dennoch. Er empfindet etwas Feindseliges gegen sie. Weil sie ihm so unerbittlich ins Leben greift. Weil sie ihm festgebunden, ehe er

gesebt, er will seine Freiheit behalten. An Heiraten hat er nie gedacht. Er hat genommen, was ihm geboten worden, was ihm geschenkt, was ihm lieb war. Er muß zugestehen, daß sie ihm lieb war. Er kann ihr nicht recht jetzt Antwort geben. Er fühlt mir das eine: wenn es

Germaine von sich halten, fühlt er, und er kann sich doch nicht ganz und fest entschließen, jetzt in diesem Augenblick sie von sich zu stoßen. Aber auch halten kann er sie nicht.

Heiraten! Das ist ihm wie eine kalte Douche.

Nud wie er noch darüber nachdenkt, bohrt er sich in den Gedanken hinein, es sei ein schlechtes Spiel von Germaine. Er ist wütend auf sie. So eine ist's also! Er ist hereingefallen. Er will aber nicht der Hereingefallene sein.

Germaine war langsam fortgegangen, mit ein paar müden, zögernden Schritten. Sie hatte noch auf seinen Ruf gewartet, den besreibenden Ruf, der sie jetzt nicht nur nicht gehen ließe, sondern sie zusammenbinde, sie zwei, die das Intimste zusammen erlebt und sich geliebt hatten, nicht in kurzen Mausche, in einer langen Dauer, die voller Glück und Schönheit war.

Der Ruf kam nicht. Sie meinte hinsinken zu müssen. Es war bei ihm doch nur ein Mausch gewesen! Solange er auch gedanert hatte.

Sie nahm sich zusammen und ging rascher. Da unten sah sie Paris. Ein großes Grab. Paris, wo man arbeiten müsste, um zu leben. Und zu vergessen.

Marcel hatte sich erhoben und folgte Germaine nach. Er fühlte Mitleid mit ihr, und es war seine Art, so auseinanderzugehen.

Eigentlich war er ratlos, was er tun sollte. Er blieb einen Augenblick stehen und überlegte. Aber mit der Überlegung war es nicht weit her. Instinktiv folgte er ihr nach.

Germaine war ein Stück voraus. Er beobachtete sie. Sie hörte seinen Tritt. Das Herz schlug ihr höher. Aber dann wurde sie ganz ruhig. Nein, er kam nicht, um das Band zu binden, das schon um sie gelegt war. Es war ganz gleichgültig, daß er kam. Vielleicht hatte er Angst, sie tue sich ein Leid an. Sie hätte in die Seine gehen können, es war so einfach, und die Seine stöhnt so einladend da unten. Er brauchte diese Angst nicht zu haben. Nein, sie ging nicht in die Seine.

Zu Suresnes trat er ihr an die Seite und fragte sie, ob sie nicht schwach sei und eine Tasse Kaffee nehmen wolle. Sie schüttelte nur mit dem Kopf. Sie überschritt die Brücke und bog nach der Akazienallee ein. Er sollte gar keine Angst haben, sie ging den belebtesten Fahrweg.

Marcel ging neben ihr her. Manchmal schöpfte er tiefer Atem. Germaine tat nicht den leisensten Seufzer. Sie fühlte ihre Müdigkeit nicht mehr und schritt kräftig aus. Einen festen, klaren Gedanken hatte sie nicht. Es kam ihr nur so unsäglich lächerlich vor, daß er beständig neben ihr herging. Was wollte er denn da, was beabsichtigte er denn damit? Manchmal stieg es heiß in ihr auf, wie Wut und Hass und sie hätte am liebsten aufschreien mögen. Sie hätte über ihn herfallen mögen. Er war so stark, sie wäre stärker. Wenn sie Vitriol hätte, sie würde es ihm ins Gesicht gießen. Aber sie zwang sich nieder. Sie spürte allmählich, daß die Menschen sie etwas ablenkten. Sie achtete auf die Spaziergänger, auf die Kleider der Damen, auf die feinen Pferde der Wagen. Nur die Automobile reizten sie. Sie hatten auch dieses Unerbittliche. Sie kamen so erbarmungslos daher. Sie hätte sich ihnen allen entgegenwerfen mögen, um sie aufzuhalten.

Vor Paris fragte sie Marcel: „So ist's aus mit unserer Liebe?“

Die Tränen stiegen ihr in die Augen, als sie sich hörte. Sie hatte ohne Überlegung gefragt. Nun fiel das ganze Gewicht der Frage auf sie. Marcel fand keine Antwort. Die Frage war ihm unangenehm. Die ganze Situation war bedrückend.

Germaine wartete schon längst nicht mehr auf seine Antwort. Sie war mit sich ganz allein beschäftigt, ohne Sicherheit, ohne Sicherheit, ohne Festigkeit. Gefühle und Gedanken flossen ihr zu einer bunten Vermengung zusammen: Vergangenes, Zukünftiges.

Sie schickte sich an, in die Metrostation hinunterzusteigen. Marcel eilte ihr nun voraus, die Karten zu lösen.

Sie wendete sich um und ging die paar Stufen wieder zurück. Sie eilte, so rasch es ihr möglich war, zur U-Bahnstation hinüber, löste eine Karte und eilte die Treppe hinab wie eine Gehechte. Sie fuhr nach Balignolles. Sie wußte nun, wohin sie wollte: zur Mutter.

Es tat ihr wohl, allein zu sein. Die Tränen flossen. Sie ließ ihnen freien Lauf. Es wurde ihr leichter. Sie ging in den Square von Balignolles und weinte. Hier war sie nie gewesen, hier war seine Erinnerung an ihn. Der Abend senkte sich hernieder. Die Stille der Dämmerung empfing den wenig belebten Park. In den Blättern schmeichelte die Abendluft. Die Tauben rutschten und die Enten schnatterten. Sie rissen einander heim. Sie verlor sich in den Wegen. Paris schien so fern. Wie ein Bienengesumm tönte sein Lärm her. Nur wenn die Züge pifften, schnitt es durch die summende Stille.

Germaine hatte die Antwort auf ihre Frage vorhin. So war es aus mit ihrer Liebe. Nun waren die Tränen versiegt. Sie war wie von einer Kälte innerlich durchzogen. Nur dies eine fühlte sie, daß ein Wesen, daß ihr Kind in ihr machen würde. Ihr Kind. Sie hatte seinen Teil ganz austrichen.

Gleichgültig sah sie ins Leere. Ein Herr sprach sie an. Sie sah ihnverständnislos an und ging weiter. Nach einer Weile begriff sie. Sie hörte Tritte hinter sich. Sie drehte sich um und machte den Fremden mit einem prüfenden Blick. Was hatte sie noch zu verlieren! Es wäre für ihr Kind. Sie mußte verdienen.

Aber dann gab sie den Gedanken wieder auf und schlenderte weiter. Sie hörte die Tritte hinter sich her. Ein anderer Gedanke schoß ihr durch den Kopf: es wäre Marcel zum Trost. Da, wenn sie es ihm zum Trost tun würde. Und der Marquis fiel ihr ein. Sie wußte die Adresse der Halbweltlerin noch. Was lag nun daran. Früher hatte sie für ihre Kleider verdienen wollen, jetzt wollte sie verdienen für ihr Kind. Und auf einmal würde sie nicht mehr arbeiten können.

Sie ließ auch diesen Gedanken fallen. Das war verspielt. Die Wore war nicht mehr frisch.

Der Freund fiel ihr ein. Er würde gut zu ihr sprechen, wenn sie sich ihm anvertrauen würde. Er würde sie nicht verachten.

Es wurde ruhig in ihr. Sie verließ den Park. Sie wußte nun ganz bestimmt, was sie wollte, und sie wußte auch, daß sie es könne. Sie ging nach Hause und wußte sich ihrer Mutter in die Arme und erzählte ihr alles, ohne zu weinen oder zu schluchzen. Und die Mutter nahm ihren Kopf in ihre Hände und hörte sie an. Sie war sehr traurig, aber sie weinte nicht und machte ihr auch keinen Vorwurf. Sie sagte nur: „Aber warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Und immer wieder: „Du hättest mir's doch früher sagen sollen, das hättest Du doch tun sollen!“ —

Germaine tat nichts, ihren Zustand zu verborgen. Am Geschäft hatten sie gefehlt und gesucht. Sie hatte es bemerkt und war still geblieben dazu. Die Patronin hatte lange nichts gesagt. Erst nach Monaten, als Germaine noch allein in der Bügelstube war, hatte sie die Bemerkung gemacht: „Tabor hättest Du Dich hüten können, Germaine.“

Germaine hatte nichts geantwortet.

Nach einer Weile bemerkte die Patronin noch einmal: „Du hättest Dich hüten können.“

„Ich wollte nicht,“ erwiderte Germaine.

„Dafür könnten Du nun in Samt und Seide gehen“, sagte die Patronin.

Germaine fand nicht das rechte Wort zur Entgegnung.

„Du könnten Wagen und Pferde haben, alles, was Du Dir wünschen könnten, wenn Du nicht so dummi gewesen wärst. Solche Chancen hat nicht jede. Und Du hast Madame gefallen.“

Germaine war es heiß geworden. Ihre Lippen zitterten, sie konnte kaum sprechen: „Ich habe mich nicht verkauft“, stieß sie heraus, „ich habe geliebt.“ Die Patronin lachte hell auf. „Du bist drollig. Du bist wirklich drollig, denn für so dummi kann ich Dich doch nicht halten. Kannst Du denn das nicht einsehen, daß der Effekt der gleiche ist? Nur der Verdienst macht den Unterschied. Und nun hast Du gar nicht.“

Germaine wiederholte nur: „Ich habe mich nicht verkauft, ich habe geliebt.“ Aber die Patronin verstand sie nicht. Germaine hötte gar nicht, was sie noch weiter ausführte. Es kannte ihr. Schließlich fragte sie, ob diese Unredung deshalb sei, um ihr zu kündigen? Wenn sie fürchtete, daß sie die Arbeit nicht mehr so tun könnte wie früher, so wolle sie gehen.

Die Patronin sagte, daß sie unabsehbar sei und sie denke nicht davon, ihr zu kündigen. Nur die erste Stelle könne sie für die Zeit nicht mehr einnehmen. Wenn die Sache vorüber sei, dann natürlich wieder. Das sei mir menschlich. Da müsse sie begreifen.

Germaine begriff. Am liebsten hätte sie dieser rassierten Hure den Bettel vor die Füße geworfen. Aber sie besann sich. Es wäre verflug gewesen. Zeit würde sie keine Stelle finden, sie mußte anhalten. Aber es war beschlossen: Sache in ihr, sie würde gehen, sobald sie die Möglichkeit dazu hätte, und sie wollte unter der Hand sich nach einer neuen Stelle umsehen. Als sie es der Mutter erzählte, meinte diese, es sei der Anfang, es werde noch schlimmer kommen. In einem solchen Falle sei die ganze Welt genug einen. Aber Germaine nahm es nicht so fein. Sie war eigentlich seit dem Verfall mit Marcel der Stellung überdrüssig geworden. Auf jeden Fall war sie ihm auch begegnet. Es schien ihr so, daß er versucht habe, an sie heranzukommen. Aber es gab für sie nur eines. Wollte er es nicht tun, so verzichtete sie darauf, hingehalten zu werden. Weiter war es ja doch nichts. Ein Männerfeind, langsam einschlafen zu lassen. Sie dankte. Und bald hatte er es auch einzurichten gewußt, daß sie sich nicht mehr begegne waren. Es war ihr recht so. Sie konnte all ihr stehen. Sie brauchte keine Hilfe, keinen Rat, keine Mitleid. Sie war leichter über den Bruch hin ausgeskommen, als sie gedacht hatte. Freilich es hatte sie viel Kraft und Überwindung gekostet. Sie hatte hinter sich geworfen, nach hinter ihr lag, denn sie fühlte, daß das, was vor ihr lag, wichtiger sei, daß es eine längere Dauer habe und einer größeren Anstrengung bedürfe. Sie konnte nicht mehr nur für sich leben, sie mußte auch leben für ihr Kind. Er war's. Darauf hielt sie sich. Und das genügte ihr. Sie fühlte freilich auch, daß sie ihre Jugend begraben habe. Sie hatte sie mit ihrem Kind bezahlt. Ihre Jugend und lange schöne Monate des Glückes. Des jüngsten Glückes, des ersten Genusses. Sie mußte es sich genug lassen. Es war ja auch genug. Es war ja viel!

Die Patronin meinte, die Geburt habe Germaine mir verjüngt. Sie sei schöner worden, als sie gewesen sei. Nicht jeder bekomme das so gut. Und die Patronin griff ihre alten Pläne wieder auf. Aber Germaine war für sie nicht zu haben. Sie hatte für alle ihre Verstellungen und Vorschläge ein laubes Ohr. Und dabei mußte sie doch zugestehen, daß sie ein guter Teil Plage und Sorge mehr habe, seit das Kind da sei. Und auch die Ausgaben waren bedeutend gewachsen. Dabei sorgten die Eltern so viel für den kleinen, der ein prächtiges Verschöpfchen war und den sie sehr lieb hatten. Der Vater auch, der sich besonders freute, daß er ein Sohn war. Er hatte sich früher immer einen Sohn gewünscht. Allzuviel freilich konnten die Eltern nicht tun. Das Leben in Paris verschlang den größten Teil von dem, was der Vater verdiente. O, das teure Paris!

Germainte musste an einen größeren Verdienst wohl denken, aber die Vorschläge der Patronin zog sie gar nicht in Betracht. Und wenn sie tausendmal auch sagte: „Liebes Kind, wir sind doch in Paris. Wir leben doch ein freies Leben. Du hast die besten Chancen. Wenn ich die gehabt hätte in meinem Leben! Du weißt gar nicht, was Du wegwirsst.“

Germainte wollte davon nichts wissen. Es waren gar nicht „übertriebene moralische Bedenken“, wie die Patronin es nannte, obgleich sie auch nicht von Geltung und Ansehen dieser Personen überzeugt war, wenn sie es auch genossen und eine so hervorragende Rolle im Pariser Leben spielen. Es lag ihr nun einmal nicht im Blute, sie eigne sich nicht dazu.

Germainte hatte sich all die Wochen angestrengt, so viel es nur ihre Kräfte erlaubten. Es war hart. Und wenn sie am Ende der Woche nachzählte, was ihr von ihrem Verdienst noch übrig war, so war's zum Erbarmen wenig. Nur was sie an Milch für den kleinen ausgeben musste! Wenn sie ein eigenes Geschäft anfangen könnte! Aber dazu war auch Geld nötig. Woher das nehmen? Sie musste wenigstens die Miete für ein Vierteljahr auslegen können. In einem guten Viertel war das nicht wenig. Ganz und gar mit nichts ging das nicht.

Sie dachte an ihren früheren Freund. Ihn wollte sie um Rat fragen. Und sie fand sich zur Morgenstunde an der Metrostation ein. Einmal, als sie ihn kommen sah, verlor sie den Mut und ging wieder weg, ohne ihn gesprochen zu haben. Aber sie hielt dennoch an den Gedanken fest, ihn um Rat zu fragen. Sie wußte sonst niemand, den sie hätte fragen können, und so traf sie ihn eines Morgens. Er war sehr höflich, fragte sie, wie es ihr gehe, und erzählte von sich, daß er einen kleinen, allerliebsten Sohn habe, daß er Abteilungschef geworden sei und sich sehr glücklich fühle. Sie wagte es nicht, ihm ihr Anliegen vorzutragen. Er war zu glücklich dafür. Und von ihrem Leben konnte sie ihm erst recht nichts erzählen. Das wäre aber notwendig gewesen. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, ging sie wieder.

Die Patronin sekte ihr weiter zu.

„Die Blüte vergeht rasch“, sagte sie, „und unsere Blüte ist das einzige, was wir Frauen haben, um etwas zu erreichen im Leben. Denn mit der Armut und Tugend erreicht man nichts. Und die Tugend, Germainte, die ist wie ein gestärktes Hemd. Es verliert schon vom Anziehen. Was hat die Deine aber noch viel zu verlieren?“

Als der kleine Marcel Germainte hatte es doch nicht über sich gewinnen können, dem Kinde nicht den Namen seines Vaters zu geben — als er noch nicht ein Jahr alt war, wurde er frank. Germainte blieb zu Hause und pflegte ihn. Aber die Diphterie war stärker als ihre Pflege. Der Tod nahm ihr das Kind weg.

„Es geht Dir wie mir“, sagte die Mutter. „Ich will Dir nur wünschen, daß Du einen so braven Mann bekommst, wie ich ihn doch noch gefunden habe. Das passiert einem nicht alle Tage in Deinen Verhältnissen.“

Germainte hörte nicht darauf. Sie war ganz stumpf geworden. Der Schmerz um das Kind hatte ihre Gefühle und Gedanken geföttert. Sie konnte auch nicht weinen. Und wenn sie abends alle drei am Kamin zusammensaßen und Vater und Mutter sich aussweinten und von dem kleinen Liebling erzählten, saß sie stumm und stumpf dabei.

Sie fühlte sich nicht mehr Mensch. Sie fühlte ihr ganzes Leben in Trümmer geschlagen. Sie hatte für das Kind ihre Jugend und ihre Liebe hingegeben müssen. Nun hatte sie gar nichts mehr; Nun war sie eine hohle Schale. Und was vor ihr lag, das war leer. Wie gut war es gewesen, sich für den kleinen plagen zu müssen! Jetzt? Was war noch des Plagens wert? Ihr

Leben war leer. Sie konnte es wegwerfen. Sie selbst und ihr Leben zählten nichts mehr.

Was die Kolleginnen und die Patronin sagten, das war alles tauben Ohren gesagt. Weder Bedauern noch Ermutigung ging ihr zu Herzen. Und die Mutter endigte damit, sie nicht begreifen zu können und schalt.

Sie sei noch jung und schön, sie habe noch das Leben vor sich, sie müsse sich aufrichten.

So kam der Frühling. Der rasche Pariser Frühling, der noch die Tränen des Winters in seinem Gewande trägt und sie so übermütig-mitleidig belächelt. Germainte gab er einen Stich ins Herz, einen Stich, den sie schmerhaft spürte. Sie fühlte ein verzweifeltes Verlangen nach Leben, nach Genuss. Sie fühlte Hunger und Durst. Das tat ihr so furchtbar weh. Aber sie konnte dem nicht wehren. Es war stärker als sie.

Sie ging zu Marcel. Sie sagte ihm: „Dein Kind ist tot, willst Du mich jetzt? Rimm mich! Nun ist Dir nichts mehr im Wege, nun liegt kein Zwang mehr auf Dir. Nun nimmt Du mich ganz frei. Und sieh mich an: nun bin ich nicht mehr entstellt, nun bin ich wieder ein junges, frisches Wädel, wie ich es früher war!“

Er wies sie ab.

Da sprach sie ihm seine Schande ins Gesicht und knirschte: „Querp, der Du bist, verlassen hatte ich mich Dir wollen, verlassen, um Dich zu hintergehen, wenn Du mich gefaßt hättest. Ich wollte eine schlechte Ware für Dich sein. Ich wollte Dir Dein Leben vergiften, weil ich Dich gehabt habe. Darum habe ich Dich gebeten, nimm mich, darum nur!“

Sie war ganz außer sich. Sie war ganz elend. Es war ja alles Lüge gewesen, was sie ihm gesagt hatte, er war ja der einzige, der ein Recht auf sie hätte haben können. Sie hatte wirklich gehofft, es könnte wieder gut werden mit ihm und durch ihn. Obgleich sie ihn gehabt hatte. Ja, das war die Wahrheit gewesen, gehabt hatte sie ihn. Und dennoch, — es war ein Labyrinth, in dem sie nicht aus und ein wußte. Vielleicht war es auch nur eine Lanne gewesen. Und sie verlangte nach dem Leben, sie sehnte sich danach.

Und es war ihr, als ob sie Nachtmache am Leben nehmen müsse. Es hatte ihr alles genommen, alles. Nun wollte sie ihm alles nehmen, alles, was sie an Liebe, Vertrauen und Glauben in sich hatte. So rang sie einen harten Kampf, von dem sie nicht wußte, wohin er führen sollte. Sie wußte nur, sie würde unterliegen. Aber sie würde leben. Sie würde das Leben genießen.

Sie wehrte sich. Aber sie unterlag.

Eines Morgens gegen elf Uhr klingelte sie an der Tür der Dame. Sie bot sich ihr als „Stammerzofe“ an. Und sie wurde angenommen.

Sie genoss das Leben nun, das sie verachtete. Und sie befäubte ihr Unglück mit Unzücht.



Im Sargassomeer der Urzeit.

Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche.

Seder Ruderer kennt die völlig eigenartige Naturstimmung, in die ein Versuch verfällt, mit dem Boot durch ein dicht verfülltes Schilfgedicht zu dringen. Kohlschwarzes Wasser, das auch bei geringster Tiefe wie ein unergründlicher Abgrund ausschaut, mit aufsprudelnden Sumpfgasperlen. Als Steigerung dieser dumpfen Angst, die man sich wohl als Alpdruck im Traum eines Ruderers denken könnte, ist aber seit alters erschienen: wenn rings um solches Schilfgesäuge sich nun gar die endlos grau zum Horizont fortwogende Meeressfläche dehnt, tot jedem Hilferuf... Alte Schiffermärchen berichten von ganzen Schiffen, die von solchem Taug in Gestalt weiter Waldungen mit riesenhaft ge-

streckten, dabei aber dünn wie ein Lasso sich schlängelnden Wasserröhren mitten in der windstillen Oede gepackt und zum hilflosen Totenschiff, zum Grabe ihrer Mannschaft gemacht wurden. Als Columbus auf seiner westbewegenden ersten Fahrt eine gewisse Stelle des Atlantischen Meeres kreuzte, sahen seine Matrosen mit Schrecken das Wasser tatsächlich grün werden von vermeintlichem Laube eines Jochs versteckt lauernden Waldes. Die Sache erwies sich aber als nicht so schlimm. Als „Krautwiesen“ oder, mit einem spanischen Wort, Sargassomeer, lernten die späteren Amerikafahrer das Phänomen bald gewohnheitsmäßig kennen und verachten. Kein wahres Dicicht wurde hier bedrohlich. Nur lose schaukelnde Büsche von Tang bildeten wirklich eine Art Wiese, die aber auch der schwächste Hiel glatt durchschnitt. Das Phänomen erwies sich ganz besonders deshalb als harmlos, weil die betreffenden Pflanzen gar nicht nach Schiffsart im Seegrunde wurzelten, also nicht wirklich sich entgegenstemmen und abwärts pressen konnten. Allmählich hat man dann gelernt, daß es sich selbst nicht einmal um echte, dorthin gehörige Schwimmplanten handelte. Nur fern von diesem Hochseegebiet von seiner eigentlichen Wurzelstätte an der bespülten Küste losgerissenes Pflanzenmaterial war es, das allerdings, von Strömungen rasch entführt und dann hier, an einer stillen Standstelle der Wasser zwischen solchen Strömungen, angehäuft, mit der Fähigkeit dieser niedrigen Wasserpflanzen lange wie selbstständig noch ausdauerte. Neuere sehr skeptische Beobachter haben diese Zufallsansammlung fremden Tangs sogar gelegentlich so nüchtern befunden, daß schon der Name „Krautwiesen“ übertrieben schien; doch unterließ das wohl vielfältigem Wechsel. Daß es weite Gebiete dieser Art im Ozean gibt, wo in einem toten Wasserwinkel sich der von der Sturmbrandung an den Festlandküsten abgerissene Tang ansammelt, steht fest. Wenn nicht eine gefährliche, so hat man hier doch eine höchst interessante Erscheinung vor Augen, eine zwangsweise Massenanhäufung von „Leben“ allerdings entwurzeltem, schließlich rettungsloslodgeweittem Leben, die seit alters ein nicht zu verachtender Faktor im Naturhaushalte gewesen sein muß. Wie die Strömungen selbst im Ozean eine gewaltige Masse spielen für das Tierleben der See, so müssen es auch diese schaukelnden Wiesen in ihren Staubinseln tun. Wo aber dieses schwimmende Abfallen der Küsten auf seiner ozeanischen Separatfahrt schließlich doch versinkt oder abermals irendet, da muß es ebenso eine geologische, eine mineralogische Mission erfüllen. Denn das Tier lebt überall in engster Gemeinschaft mit seiner stärksten Nahrungsquelle, der Pflanze. Wo aber die Pflanze in Massen verweidend ihr Tasein bezeichnet, da wird sie eben dadurch auch selbst zum Mineral, hilft die Erdrinde der Zukunft mitbauen, kurz, greift ein in den großen geologischen Prozeß. Dieser geologische Prozeß geht nun auf der Erde bereits durch die ganze sogenannte „Urwelt“. Es muß eine bedeutende Frage sein, ob solche „Sargassomeere“ zu allen Zeiten, da Pflanzenwuchs auf unserem Planeten bestand, nicht auch schon existiert und gewirkt haben. Und wo könnten Spuren davon sich verewigt haben?

Hier hat es nun schon gar manche sehr fühlige Vermutungen gegeben. Neuerdings ist man einer Tatsache aus der Tierwelt auf der Spur, die uns ganz sachte doch auch auf das wirkliche Bild echter „Krautwiesen“ in den Ozeanen sogar schon sehr entfernt liegender Zeiten der urzeitlichen Erdentwicklung hinführen.

Es geschah schon im achtzehnten Jahrhundert, daß man in wirklich urzeitlich alten Blättern des großen geologischen „Tagebuchs der Erde“ seltsame Schriftzeichen entdeckte. In gewissen fein aufeinander gelagerten Schiefer-

blättern erschienen sie, die man heute zum Teil den weitentlegenen sogenannten kambrischen, größtenteils aber der uns etwas näheren, aber immer noch uralten silurischen Erdperiode zuordnet, einer Zeit, in der, gescheide denn daß Menschen schon existierten, noch nicht einmal die ersten landbewohnenden Wirbeltiere vom Schlag der Mutter oder Eidechsen sich entwickelt hatten. Wo kein Mensch, da auch keine wirkliche Schrift, was zwischen jenen Schieferlagen beim „Ausklappen des Buchs“, des steinernen Erdbuchs von damals, erschien, konnte höchstens in der Weise hineingeraten sein, wie heute ein alter Holzant etwa eine Mücke, die einst einen Leser umschwirrt, noch als gepresste kleine Mumie genau in der Gestalt, wie sie einst bei den Unblättern mit eingeklappt worden war, verewigt. Die fransen Charaktere, die man da zwischen zwei Schieferseiten eingezeichnet sah, oft so groß gerade wie die kleineren Initialen eines alten Drucks und wohl auch hübsch silberglänzend wie solcher gemalte Buchstabe, waren zweifellos ebenfalls vor Jahrtausenden mitgegriffene und im Stein mitgepresste Lebewesen. Was für eine Sorte, das blieb allerdings lange Streitfrage. Der erste Beobachter dachte an ein liebliches Silbergras eines verschollenen paradiesischen Stains, so völlig gleichen die feinen gesiederten Nippen oder Nähren, die sich bald als lange Halmre streckten, bald einrollten, wie erwachende Bischofsstäbe unserer Waldfarne im Frühling, rein pflanzlichen Gebilden. Aber bekanntlich wird auch bei Tieren, je weiter man in ihrer Rangordnung abwärts steigt, die äußere Ähnlichkeit mit solchen Formen immer größer. Genau bescheiden hatten diese strittigen Objekte sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit der tönschendsten Nachahmung von Lebensfiguren, die der Natur je im Reich des Anorganischen gelungen ist, nämlich mit den Eisblumen einer Fensterscheibe im Winter. Gerade solche eisblumenhaft starre Gestalt zeigen uns aber viel mehr noch als die wirklichen Pflanzen jene niedrigen Tiere, die zu großen Kolonien vereint, falkig harte Gehäuse ausscheiden und diese ihre Häuschen nach dem Grundsatz einer besonderen genossenschaftlichen Kunstform aneinander reihen, also daß jenes Prachtwerk der Natur entsteht, das als Korallenbäumchen jedem bekannt ist; nicht so bekannt pflegt freilich zu sein daß jedes dieser schönen roten oder weißen Korallenbäumchen zu Zeiten die Burg einer ganzen Kolonie von Tieren ist. Und in der Tat handelt es sich, wie man allmählich einsehen gelernt hat, auch bei unseren sonderbaren fransen Arabelsen im uralten Schiefer um solche „Bäumchen“, die aufgebaut sind nicht von einem Tierindividuum, sondern ebenfalls von einer ganzen Genossenschaft gemeinsam bauender und haushaltender Tierchen der gleichen Art. Nach dem äußeren Anblick, wie man sie zuerst kennen gelernt hatte: vergleichbar einer feinen, zierlichen Silberschrift im Schieferblatt, taufte man sie die Graptolithen, zu deutsch die Brüder vom „beschriebenen Stein“. Echte Polypen von der Verwandtschaft der wirklichen Korallen sind sie bei allem, so scheint es, nicht. Wahrscheinlich bilden sie eine Gruppe niederer Tiere ganz für sich, die, damals reich blühend, doch wie so manche der Dauer des weltgeschichtlichen Tages seit damals nicht gewachsen gewesen und deshalb lebend uns heute gar nicht mehr bekannt ist. Immerhin versteht man ihren kuriosen Lebenswandel auch so noch am besten in seinen weiteren Details, wenn man sich an Vorgänge erinnert, die uns gerade die polypenartigen Tiere heute noch im Meere vorführen. Bei vielen solcher Polypen entsteht aus dem Ei zunächst ein einzelnes Polypentier. Aus diesem

sprossen aber wie Knospen an einer Pflanze zahlreiche andere Polypenindividuen hervor, und indem alte diese Abkömmlinge zusammenhaften, ja in gewissem Sinne zeitlebens zusammen gewachsen bleiben, entsteht eben das baumartige Gebilde, das bei einer bestimmten Gruppe als „Korallenbäumchen“ uns so erfreut. Aber an solchen Polypenbäumen, deren Blätter in Wahrheit lauter fressende Tiereäuler der zahlreichen Einzelpolypen der Kolonie sind, wachsen daneben auch noch besondere Gebilde, die bei vielen Sorten sich selbständig lösen, frei herum schwimmen und so als „Quallen“ allen Besuchern des Seestrandes bekannt sind. Erst solche Qualle legt als Einzeltier wieder Eier, aus denen jedem ein Polyp und eventuell damit der Anfang eines neuen Polypenstocks entsteht. Erst diese abenteuerliche Geschichte gibt uns den Schlüssel für die nicht minder faszinierende Abenteuer, die unsre Graptolithen schon vor so viel Jahrtausenden im Urweltmeer in jeder ihrer Generationen bestanden. Jene silbernen Neben zwischen den Schieferblättern stellen jede für sich, wie gesagt, bereits eine lange Kette von Einzeltierchen dar, die, jegliches etwa der Rasse an einer Stange einzeln vergleichbar, an gemein samem Schaft sitzen wie diese Sägezähne am Sägestamm. Diese Vergleichswortung ist aber auch hier so entstanden, daß immer ein Tierchen

einhüllenden Gestein herausgeschnitten werden indem man von den Stämmchen dünnste Wurstscheibchen mit dem feinsten Instrument eins uns andere herunterschneidet und den Inhalt wieder zusammensetzt — eine heillose Arbeit, die aber schließlich doch zum Resultat geführt hat. An was für eine Unterlage hastete aber nun die ganze Kolonie? Hier beginnt jetzt das Interessante, was uns zu unserm Sargassomeer unvermeidlich zurückführt. Wie der ausgezeichnete Geolog Johannes Walther neuerlich überzeugend dargelegt hat, geben jene Schiefer, in denen die Graptolithen in ungeheuren Massen sich eingezeichnet haben, uns selbst den Schlüssel auch für den Ort, wo diese sonderbaren Sozialtiere zu ihrer Zeit hausen. Diese schwarzen Schiefer bilden nämlich selber höchst aparte Einlagen im damals gebildeten Gestein, die auf irgendeine nicht gewöhnliche Entstehungsgelegenheit deutlich hinweisen. Neben einem außerordentlich hohen Prozentsatz Kohlenstoff enthalten sie durchweg noch rund vier Prozent Schwefeleisen. Von erkennbaren Lebensresten bezeugt sie nahezu ausschließlich eben unsre Graptolithen und zwar zumeist in sehr zerquetschter und zerbrochener Gestalt. Das ganze übrige, in zeitlich nächstverwandten Gesteinen jener Zeit fehlt da gegen in ihnen. Nun muß man sich solcher Schiefer ja zu seiner Epoche entstanden denken aus diesem Grundschlamm. Warum lebt in und auf dem Grundschlamm des in weltlichen Ozeans an all diesen Stellen fast kein anderes Tier, fast keine echte Koralle, kein Krebs, keine Muschel, kein Fisch, dagegen zahllos nur allein das Graptolithenvolk mit seinen Düttchen setzt auf den stinkenden Haftscheiben? Ein schwerer schwarzer Brei, dessen chemische Zusammensetzung mit dem vielen Kohlenstoff und Schwefel doch an irgend einen Zusammenhang mit Leben gemahnen will, muß sich da aufgesammelt haben über weite und vielfältig verteilte Strecken des Urmeeres fort unter Abschluß alles doch sonst blühenden Tierlebens mit einziger Ausnahme der Graptolithen. Hier wird nun vermutet, daß wir es in dieser schwarzen Fauche allen Ernstes zu tun haben mit dem Faulschwamm abgesunkener und in toten Meereshöhlen angetriebener Pflanzenmassen riesiger Sargassowiesen jener

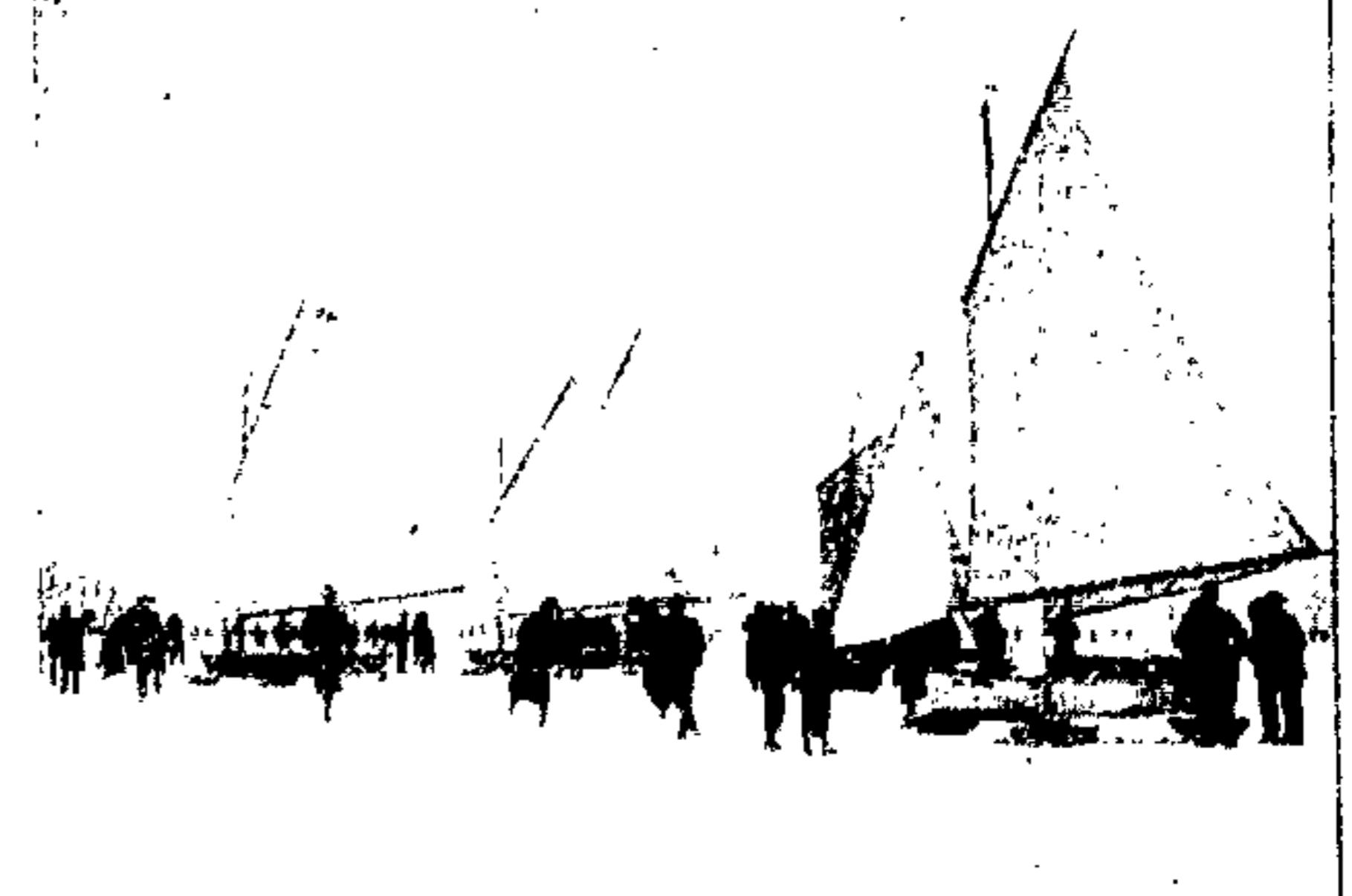
Zeit. Wo diese kolossalen Ladungen abgestorbener Sargassostoffs, also angefaulter Seetangreste, sich ablagerten, da verpestete er weiterfaulend derartig das ganze Seichtwasser über sich, daß keine Koralle, kein Krebs, kein Fisch es in der Nähe aushalten konnte, viel mehr eine allgemeine Flucht der gesamten Tierwelt vor dieser stinkenden Hölle schwarzen Faulschlamms stattgefunden hatte. So wäre der Schlamm ganz leer von allen Tierresten zum Absatz und endlich zur Verwandlung in festen Schiefer gelangt, in dem nur der beträchtliche Kohlegehalt und die Imprägnierung mit dem alten übeln Fäulnisprodukt, dem Schwefel, später noch von dem in der Form absolut zerstörten Pflanzenruhm kennt gegeben hätten — vorausgesetzt, daß er nicht schon irgend etwas auch an tierischem Inhalt aus seiner freien Sargassozietät an den Fleisch selbsttätig mitgeschleift hätte. Das aber hat er in der Tat getan, und es waren — eben die Graptolithen. Die gewohnheitsmäßige Haftstelle dieser Graptolithen zu ihren Zeiten waren die Pflanzen des Sargassotanges selbst. Zu Leben aufs engste mit ihnen verbunden, gelangten sie abgestorben als Kirchhofsgut auch folgerichtig mit in die großen Kirchhöfe des Sargassomooers, wo sie endlich der versteinte schwarze Schlamm ebenfalls einsargte, ohne doch ihre zähe äußere Gestalt so in sich zersezten zu können wie den endlich ganz gestaltlosen zu Schwefel und Kohlenstoff



Ein Liebesdienst. Annähen des Unterscheidungsmaterials.

vereinfachten Pflanzenmummi. Als letzte Rünen aus der Chronik der entschwundenen Pracht der Sargassoherrlichkeit kamen sie zwischen diese schwarzen Blätter des großen Schieferfolianten der Erdgeschichte. Wenn die Sargassopflanzen von damals schon ebenso wie unsere von heute nicht wirklich freie Schwimmer von Jugend auf, sondern bloß gewaltig abgerissenes Uferkraut waren, so musste man denken, daß auch die Graptolithen ursprünglich Uferbewohner waren. Erst durch den regelmäßigen Brauch, daß ihre Unterlagen, eben die Tangpflanzen, abgerupft und weit auf die Hochsee hinaus verschifft wurden, würden sie an einen wunderlichen Wechsel allmählich gewöhnt worden sein. Es scheint denn auch, daß einzelne ihrer Arten im Laufe ihrer geologischen Gesamtlauf dazu übergegangen sind, sich dort auf der Hochsee ganz von der Unterlage zu emanzipieren und durch Verwandlung ihrer Haftscheibe in einen hohlen Schwimmgürtel selbst zu freien Schwimmern umzupassen. Zumindest müßte aber auch so ein engerer Zusammenhang doch mit den Sargassostaustellen im Meere geblieben sein, der unablässig mit jeder Fracht Faulechlammen von da oben auch die nötige Brut Graptolithen zu den Kirchhöfen versammelte. Was man so festen

Wogen mit weißen Schaumkämmen. So warf er sie aus Land. Schwer, gleichmäßig, wuchtig rollten sie heran. Alle anderen Geräusche in der Natur waren verstummt. Nur das eintönige und doch lebendige Klatschen der Wellen erfüllte die Lust. Rechts verließ die Uferlinie nach den Müggelbergen hin, links sah man die Lichter von Friedrichshagen eins ums andere aufzommen. Aber geradezu das flache Ufer von Mahnsdorf war in der Dämmerung untergetaucht. Auch kein Licht drang von dort durch das Dunkel. Nur die Positionslaternen eines den See durchquerenden Dampfers hoben sich aus der Unendlichkeit vorläufigen Wasseroberfläche ab. Zu der Folge habe ich dann die Müggel bei jedem Wetter gesieben und in allen möglichen Fahrzeugen durchquert, ausgenommen dem offenen Ruderboot. Ich bin ein Sicherheitskommissarius. Und dieser See ist launisch. Eben hat noch die Sonne auf ihm gebrannt. Alle Segel hingen schlaff von den Masten. Da tauchten hinter den Müggelbergen schwarze Wolken auf. Wo vorher noch die



Segelschiffen.

das Boot schwammend seine Fahrt. Mußig, wie die atmende Brust eines Riesen, hebt und senkt sich die mächtige Tümpel, über die immer Segler wie eine stete Hölle.

Auf dem Dampfer ist jede Gefahr abgeschlossen. Wenn mancher wünschte, wie schon die Müggel im Sturm ist, ihn trotzdem schlecht Wetter nach Friedrichshagen und zu einer Umfahrt um den See.

Außerdem aber bleibt es, ihn unter Segel zu durchqueren. Zu jeder Jahreszeit, im Sommer sowohl als im Winter! Zu Winter auch? Ja, freilich; auch im Winter wird auf der Müggel gesegelt!

Es gibt eine nicht mehr zu kleine Gemeinde von Müggelfreunden, die jeden Winter die Meldungen der Tageszeitungen darüber verfolgt, wie stark schon das Eis auf der Müggel sei. Endlich heißt es: „Die Eisfläche des Müggelsees ist polizeilich zum Betreten freigegeben.“ Da füllen sich die Berliner Vorortzüge nach Friedrichshagen mitten im Januar, als wäre es Hochsommer und Ferienzeit. Die ganze Straße vom Bahnhof nach dem See bedeckt sich mit wandernden Menschen und die Schlittschuhmacher „klipp-klap-p-schlirr“. Sportmen und Sportswomen tragen seltsame Geräte in den Händen, lange Bambusstangen und dicke Stoßpakte. Die Lust sorgt ein sonderbares Summen und Surren. „Was ist das?“ — „Der See singt“, sagt ein Kindiger. Wie ein gewaltiger Resonanzboden sammelt die schwungende Eisoberfläche des Sees alle kleinen Einzelgeräusche, die sich auf ihm bewegenden Schlittschuhläufer und sonstigen Sportbegeisterten zu einem gewaltigen Massenorktorde, der die Lust mit gehämisvollen Melänen erfüllt.

Wie anders als im Sommer sieht jetzt der See aus, wenn wir ihn bei „Velleine“ betreten. Ein gewaltiger Menschenstrom ergießt sich über zwei Kilometer weit nach dem gegenüberliegenden „Rheinwald“. Schlittschuhläufer und Fußgänger sind es, die sich da fröhlich tummeln, wo



Auf Flügeln des Windes. Schlittschuhläger.

aus so fernsten Tagen sieht, taucht hier einmal auf: ein Stück Zusammenleben aus der Vorwelt schon — gemeinsame Schicksale, die Pflanzenleben und Tierleben verknüpften wie im Leben, so im Tod —, ein Stück Naturhaushalt mit seinem Herüber- und Hinüberwirken vor so viel Jahrtausenden. Die fernste Urwelt erscheint plötzlich nah, denn wir gewahren sie bei der Arbeit, bei dem Schicksal, die auch uns bewegen: sich zu behaupten, Anschluß zu suchen — und gemeinsam still zu schwinden, wenn die Stunde erfüllt ist.



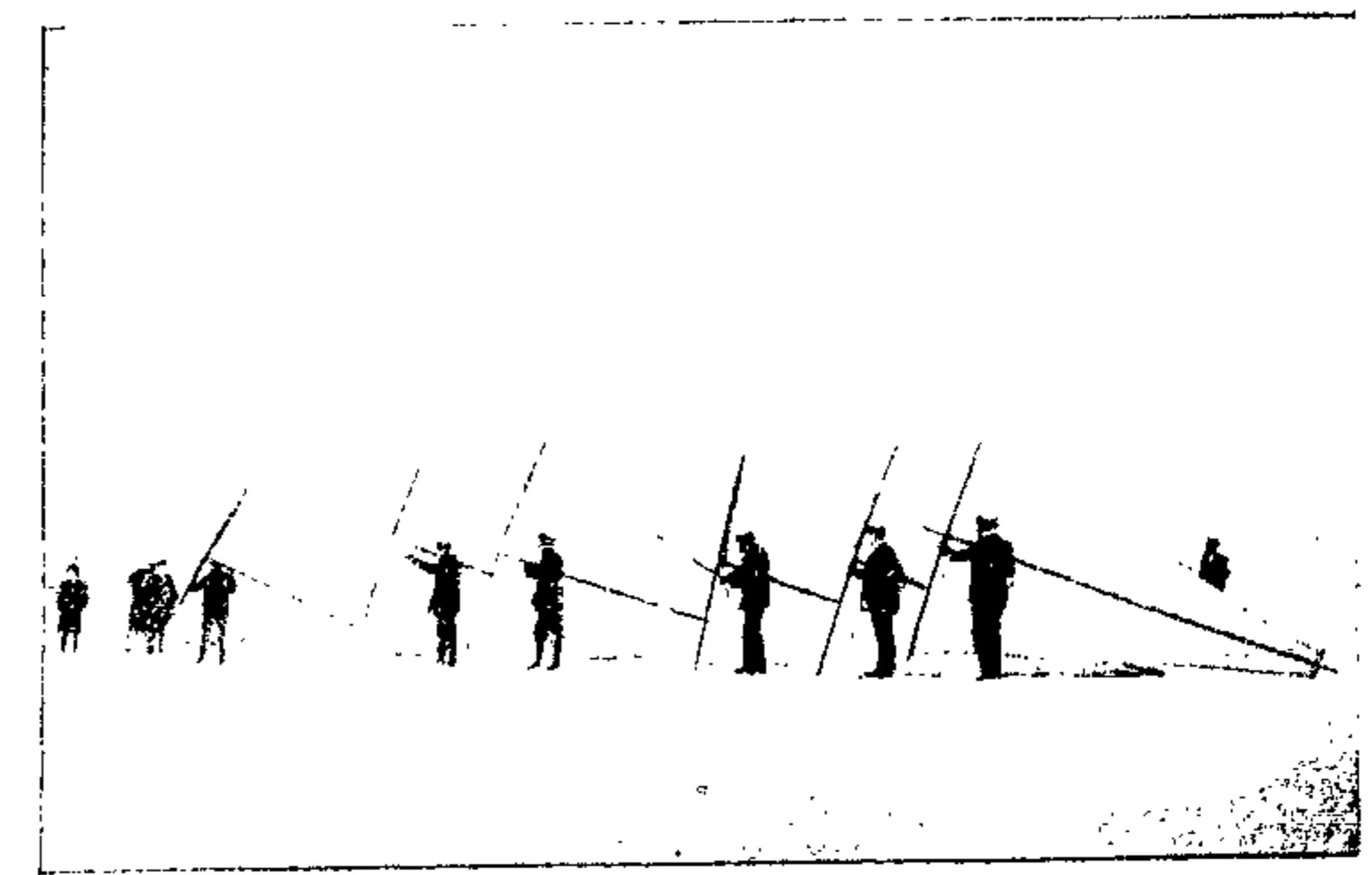
Auf dem Eise der Müggel.

Von Paul Jahn.

Es war an einem Herbstabend und schon dunkel. Da ließen wir uns im Boot von Friedrichshagen aus über die Spree segeln. Eine steilrückige Landzunge verdeckte noch den Ausblick auf den Müggelsee. Über diese mußten wir hinwegklettern. Da sah ich zum ersten Male die Müggel. Die Müggel? War das nicht die See? Ein harter Ostwind krönte lange dunkle

Sleuerleute der Segelschiffe aus die „Leislecke“ schimpften, jene spiegelglatten Wasserflächen, die völlige Windstille verkünden, da huschen plötzlich eisfertig ganz kleine, kleine Wellchen hin, wie Riesenschwärme grauer Mäuschen. Dann wird der ganze See tiefdunkel. Die Böen werden heftiger. Und in der Ferne: siehe da, die ersten „Weißköpfe“. Ein kurzer, steiler Seegang hebt an, der jedes ungedeckte Boot überschwemmt. Manentlich die langgebauten Sportruderverboote. Sehr oft kommt dann die Dampfsarkasse der Rettungsstation von Mahnsdorf zu spät. — Wieder hat die Müggel eine Anzahl ihrer Opfer verschlungen!

Aber im gedekten Segelboot, Bleiballast am Niel, ganz vorn am Riesenmast ein einziges großes „Cat“-Segel, da trost man auch wohl schlechtem Wetter. Weit überliegend zieht



Schlittschuhläger vor der Weltfahrt.

noch vor wenigen Wochen starke Schleppdampfer arbeiteten. Aber dort drüben, ganz am Fusse der Müggelberge, ist dort noch offenes Wasser? Das sind doch Segel! Eins — zwei — drei — noch mehr! Einer der Segler verlässt das jenseitige Ufer und fährt auf uns zu, nein, sie geht auf uns zu! Größer und größer wird das Segel. Und nun kann kein Zweifel mehr sein: das Fahrzeug schwimmt nicht im Wasser, es kommt auf dem Eis daher! Jetzt zittert die Eisdecke des Sees, jetzt wird ihr Summen stärker, jetzt donnert der Segler über die zusammengefrorenen Schollen der Dampfersfahrinne, er wendet um und schleift in den Wind. So bleibt er stehen.

Wir treten näher. Das ist kein Schiff. Zwei kreuzförmig miteinander verbundene starke Planken tragen an der Verbindungsstelle einen hohen Mast, an dem ein großes Lugssegel flattert. Die vordere Querplatte ruht mit den weit nach der Seite reichenden Enden auf Schlittenrufen. Die Längsplatte hat ebenfalls an ihrem hinteren Ende eine durch eine „Pinne“ drehbare Steuerkufe. Die meisten „Segelschlitten“ oder „Eisjachten“ der Müggel haben auf dieser Längsplatte außerdem einen fahnsförmigen Aufbau zur Aufnahme von oft 20—30 Passagieren. Die Rennjachten haben nur eine Vorrichtung, welche 2—3 Mann zur Bedienung zu fassen vermag.

Bertrauen wir uns dem seltsamen Fahrzeug an!

Der Steuermann nimmt am Ruder Platz. Ein Gehilfe sängt den Schlitten an zu schieben und langsam wird die Schot des Segels angeholt. Schon faszt der Wind unser Fahrzeug und eifrig fängt der Schlitten zu rumpeln an. Der zweite Mann schwingt sich zu uns ins „Cockpit“, in den Sitzraum, und der Steuermann hält auf die menschenleere Mitte des Sees zu. Schnell haben wir die holprige Eisfläche des Ufers hinter uns gelassen, hinter uns auch den schwarzen Schwarm der Schlittschuhläufer und Fußgänger. Das Rumpeln unseres Fahrzeugs hat aufgehört, pfeilschnell fliegt es über die glatte Fläche. Wir fahren mit „halbem

Wind“, d. h. der Wind kommt in rechtem Winkel von der Seite. Aber immer dichter muss das Segel geholt werden. Denn unsere Eigen Geschwindigkeit verursacht, daß der Wind scheinbar mit einem spitzen Winkel von vorn ins Segel fällt. Es sind beim Weltsegeln auf gemessener Distanz schon Geschwindigkeiten von 87 Kilometer in der Stunde zweifelsfrei festgestellt worden! Und zwar auch dann, wenn der Wind selbst eine solche Geschwindigkeit gar nicht erreichte. Aber die „Eisjacht“ vermehrt den Druck des Windes in ihre Segel durch den eigenen Fortgang. Sie fährt, obgleich vom Wind getrieben, in Wahrheit schneller als der Wind! Und beinahe lautlos fliegt sie jetzt dahin. Nur die drei Stahlrufen zischen leise bei der Verlängerung mit dem harten Eis. Und in den Stahlwarten, die den Mast halten, singt der Wind. Jetzt wissen wir auf einmal, was ein „Schneidend“ Wind ist. Er bläst uns gerade in die Zähne. Er fährt durch die Knopflöcher bis auf die nackte schmerzende Haut. Haben wir noch Ohren? Wir spüren sie nicht mehr! Wir wollen zum Schutz den Mantelkragen hochschlagen; aber die klammen Hinger fassen ihn nicht! Längst haben wir die Mitte des Sees hinter uns, nähern uns rasend schnell dem anderen Ufer und müssen an die Wendung denken. „Halten“, d. h. vor dem Winde wenden, kann den Schlitten zum Umstürzen bringen. Er ist zehnmal nervöser als ein achtzigpfundiges Automobil. Ein Zweig, den eine Seitenkufe streift, kann ihn zu einer Pirouette begeistern, welche die beste Prima-ballerina beschämt. Dann schlendert er mit ein Dutzend Drehungen um sich selbst seine Insassen nach allen Richtungen der Windrose auf das Eis und sinkt schließlich selbst zu Boden wie ein verzückter heulender Derwisch.

„Vorsicht!“ ruft unser Steuermann. „Aber zur Wendung!“ Die Schot wird von der Lampe, auf der sie belegt war, gelöst, um das Segel nach der anderen Seite zu bringen! — „Ach!“ Die Seitenkufe knirscht im Eis. Ein böllerfuchsharter Knall! Das war das Segel, das beim Durchgehen durch den Wind keine Zeit

zum Flattern fand, sondern sich mit einem einzigen Ruck von der anderen Seite füllte. Schließen wir nach Friedrichshagen zurück!

Hier, weit von den Ufern entfernt, sieht man keinen Schlittschuhläufer mehr. Höchstens da und dort noch einen Schlittschuhsegler. Ausser eines Sportes noch eigenartiger als das Eisjachtsegeln. Eiserne Muskeln gehören dazu! Und stählerne Nerven!

Der Schlittschuhsegler bedarf besonders gut einer Schlittschuhluhe. Mindestens der lange holzbekleideten „Friesen“ oder der noch längeren stählernen „Schweden“ oder eines anderen weit nach vorn reichenden Modells. Ferner braucht er ein Segel, das durch Bambusstangen gespreizt ist und ungefähr die Form der Papierdrachen hat, die unsere Jungen im Herbst in die Lüfte schicken. Nur viel größer ist es, von sechs Quadratmeter Fläche ungefähr. Vor dem stetigen Wind und auf dem glatten Eis in die Mitte des Sees gehts dann mit Gilzungsgeschwindigkeit dahin. Auch Wettschichten werden mit den Schlittschuhsegeln veranstaltet, genauso wie mit den Eisjachten. „Sie“ lädt ihm vor dem Start das Unterscheidungszeichen auf das Segel, das Regattasegler immer führen, ob sie das blonde Meer durchqueren oder auf dem Eis seine Spuren ziehen. Von Segenswünschen begleitet, verschwindet er mit dem Schwarm der Sportbegeisterten vom Start aus in die graue Ferne.

Endlich erscheinen die Segler auf der anderen Seite des Sees zurückkehrend wieder. „Er führt!“ freut sie. Wahrhaftig! Er ist allein weit voran! Mit gewaltigem „Spur“ schiebt er durch die Ziellinie. Dann drückt die Feste des linken Fußes das scharfe Schlittschuh Eisen als Bremsen ins knirschende Eis. Die Hände heben das Segel hoch in die Luft, jetzt gegen den Wind, der nun aufhalten muss, wo er vorher trieb. Dann fällt das Segel als überflüssig geworden auf das Eis und zwei junge Menschen finden eilen aufeinander zu. Alles Eis der Müggel vermag das Gefühl nicht zu dämpfen, das sie zueinander treibt.

So sieht die Müggel im Winter aus!

Proletarier.

Erzählung von C. Fink.

Gesegnet.

Der Besuch hatte nicht lange gedauert; Marie schlug deshalb vor, nun auch noch ihren Bruder zu besuchen.

Friedrich hatte zwar keine rechte Lust, aber Marie besiegte seine Bedenken mit den Worten: „Wirst sehe, der gefällt Dir besser.“ —

Maries Bruder war Schreiner in einer Möbelfabrik, ein fideler, gutgenährter Durchschnittsmensch. Seine Frau nähte nebenher, und so hatten sie ihr Auskommen mit dem einzigen Kind. Sie hatten zu essen, konnten sich kleiden und auch noch ein paar Mark auf die Seite legen. Das Wohl und Wehe anderer Menschen kümmerte sie wenig; sie waren Egoisten, und die Liebenswürdigkeit, welche sie zur Schau trugen, war lediglich ein Ausdruck ihrer Eigensiebe, ihres behaglichen Wohlgefühls.

Die Eheleute kleideten sich eben zum Spaziergang an, als das Brautpaar kam; das Töchterlein hüpfte schon draußen im Sonnenchein. Der Besuch kam ihnen daher ungelegen, und selbst der Kanarienvogel in dem Zimmer hüpfte auf das oberste Stäbchen seines Käfigs, der am Fenster über einem Wald blühender Topfpflanzen hing; die Sonne, welche durch das Blattwerk schien, machte das ganze Zimmer licht und grün.

Die Schwägerin legte ihren Hut wieder zur Seite und sagte lächelnd: „Gerad' habe wir fort wollen.“

Sie verbarg ihren Unmut unter dieser Miene. Ihr Mann, welcher noch in Hemds-

ärmeln war, lud die Ankommenden freundlichlich zum Sitzen ein; denn auch er wußte jederzeit den gesellschaftlichen Anstand zu wahren.

Marie war an einen Blumentisch getreten welcher in einer Ecke stand dicht bei dem Fenster vor dem der Kanarienvogel hing. Ihr ganzes Benehmen zeigte, daß sie sich beim Bruder in gleich heimischer fühlte als bei ihrer Schwester Berta. Sie lächelte ihn, der ihr zuschaute, jetzt herausfordernd an, denn auch er hatte sie schon öfters scherhaft eine „alte Jungfer“ geheißen.

Friedrich war gleich einem Fremdling in der Nähe der Tür stehen geblieben und hatte gemeint: „Wir wolle Euch net aufhalte.“ . . .

Aber seine zukünftige Schwägerin unterbrach ihn in der liebenswürdigsten Weise, rückte vier Stühle an den Tisch und sagte: „Nur Platz genommen! Wir müsse auf Eure Verlobung hin doch 'n Gläsle miteinander trinke!“

Ihren Mann aber forderte sie auf: „Hol' Du derweil einen Krug Wein herauf, Karl.“

Als der dann in den Keller ging, stellte sie die Gläser auf den Tisch und redete auf den Friedrich ein, weil der sich sträubte und ihnen „nicht zur Last“ sein wollte. „Wir müsse uns doch kennen lerne! Erst versuchet Ihr unseren Wein und dann geh'n wir.“

Endes kam ihr Mann wieder heraus aus dem Keller. Bald perlte in den Gläsern ein durchaus nicht schlechter Tropfen. Man trank und unterhielt sich; von der Hochzeit wurde natürlich am meisten gesprochen.

Das Wohnzimmer war gut möbliert und reinlich und sauber, aber die Ordnung war eine steife und förmliche, denn Berta hatte sich von dem steifen Wesen ihres Mannes manches angeeignet. Jeder Stuhl stand genau an seinem Platz, und die beiden Töchterchen der Eheleute setzten sich nach der Begrüßung stillschweigend hin und blieben wie Wachspuppen sitzen, denn der Vater hielt sehr strenge auf Sitte und Zucht. Die früher so lustige Berta aber fügte sich in alle seine Launen; das verbürgte am sichersten den ehelichen Frieden.

Die steife Ordnung übte ihre Wirkung auch auf die Besucher aus. Sie saßen unbeweglich fast auf den Stand ihrer Stühle, und die ganze Unterhaltung hatte etwas höchst Gezwungenes. Sie bezog sich selbstredend auf die bevorstehende Hochzeit. Als der Schuhmacher erfuhr, daß das Paar auf die kirchliche Trauung verzichten wolle, tat er sehr entrüstet. Aber Marie wies darauf hin, daß ihre Mittel nur zum notwendigsten reichten, denn die zweihundert Mark hätte sie schon angegriffen. Friedrich aber bezog nur Schulden; das hatte er ihr gestanden.

Der Schuhmacher verhielt sich reserviert, als fürchte er eine intime Annäherung an den künftigen Verwandten. Deswegen fühlte sich Friedrich geniert, wenngleich sein Benehmen auch gerade kein schüchternes war.

Er gab seiner Braut, so oft sich dazu Gelegenheit bot, heimliche Zeichen, bis sie sich zum Neben entschloß.

Die Heirat ohne den kirchlichen Segen billigte der Schreiner aus praktischen Gründen, und sprach ausschließlich daran vom schweren Durchkommen. Dabei seufzte er aus tiefster Seele auf. Das war so seine Manier, damit man ja nicht glauben sollte, er lebe in Nebensluss.

Dass jeder eben arbeiten und man sich gar manches gefallen lassen müsse, vergaß er bei dieser Gelegenheit auch nicht zu erwähnen. Das aber klang dem Frieder anständig und er zog seine Stirn in Falten.

Sie glättete sich aber sofort, als Pauline, die Schwägerin, mit liebenswürdigster Freundlichkeit frisch einschenkte, und ihr Mann dem zukünftigen Schwager, wie er ihn Kameradhaftlich nannte, eine Zigarre anbot.

Die beiden Männer begannen jetzt von sonntäglichen Verstreuungen zu reden, lobten oder ladelten das Bier und die Bedienung in den verschiedenen Wirtschaften; selbst die Zigarren boten ihnen zu ihrer Unterhaltung Stoff; das waren alles Dinge, von denen auch Frieder zu reden wußte. Die Frauen erörterten indes Haushaltungsangelegenheiten, bis das Töchterlein hereingehüpft kam und höchst angestanden zum Aufbruch drängte.

Dem wurde Holz gegeben, und die Männer setzten ihre Unterhaltung auf der Straße fort.

An der nächsten Straßenende verabschiedete man sich.

„Wir gehen jetzt auch noch zur Anna,” sagte die Maria, „die treffe wir sicher noch daheim.“ Darauf ging das eine Paar rechter und das andere linker Hand weiter, jedes seinen eigenen Weg für sich.

Anna war die ältere von den beiden Schwestern Marias. Sie hatte einen sehr tüchtigen Eisengießer zum Manne. Die Eheleute wohnten in der äusseren Stadt, hoch oben im vierten Stockwerk eines Hauses, das hart an die noch unbebauten Gärten grenzte; man hatte von den Fenstern der Wohnstube aus eine hübsche Fernsicht über den nahen Fluss bis hin zu dem sich einen Berg hinanziehenden Wald.

An dem einen der beiden offenstehenden Fenster, den Kopf in die Hand und die Ellenbogen auf die Sinte gestützt, saß der Gießer; seinem ein wenig bleichen Gesichte verlich ein kurzgehaltener, schwarzer Bart einen noch grösseren Ernst. Er war in das Studium eines Buches vertieft, welches vor ihm auf der Tasse lag.

An dem anderen Fenster und am anderen Ende des zwischen den Fenstern stehenden Tisches saß seine Frau und nähte an einem Kinderkleidchen; ihre Schere klapperte durch das Zimmer's Stille. Das hübsche Antlitz der noch jung aussehenden Frau zierte ein gesundes, bräunliches Rot, und ihre Augen verrieten, obgleich schon die Sorge in ihnen Spuren zurückgelassen hatte, einen von Grund aus heiteren Sinn.

Das Zimmer war, wie die ganze, noch aus Schlafzimmer, einer Kammer und der seltsame bestehende Wohnung, einfach möbliert; eigentliche Luxusgegenstände suchte das Auge vergebene. Jetzt erhob sich die Fleischige von ihrem Stuhl und schaute auf die Straße hinunter, wo sich die Jugend der Nachbarschaft in der freien Luft tummelte. Sie sah die Kinder der Reihe nach ins Auge und sah, dass von ihnen vierein keines fehlte; der Dreivierteljährige, weinen dessen sie ganz besonders besorgt ist, war bei ihrer Mutter in guter Hüt. Frau Anna warf noch einen ruhigen Blick auf die Spaziergänger, welche auf der Landstraße drüben hinauszogen ins Grüne und hantierte dann wieder emsig mit Nadel und Faden.

Das ganze Wesen dieser Frau hatte etwas Frisches an sich. Die Leute waren zwar arm, Augenblicklicher Geldmangel war auch der Grund, dass sich der Gießer an diesem schönen Sommertage in seine Bücher vergrub, aber das bekümmerte nicht ihn, noch sie.

Die Anna war von Jugend auf die heiterste gewesen von allen. Mit Gleichmut trug sie nun auch die Sorgen des ehelichen Lebens; die Sternen waren sie ja noch nicht. Dazu hatte sie einen so herzensguten Mann! Ihre Mutter hatte Unrecht behalten, als sie die Tochter, da sie noch freite, öfters vor dem „Ausländer“ warnte.

Der Gießer war trotz seines jetzigen Ernstes früher — er war es im Grunde seines Wesens auch heute noch — eine heitere und lebenslustige Natur gewesen; das hatte die gute Frau zu ihrer Warnung verführt. Als sie ihn aber näher kennen gelernt, schlug diese anfängliche Begegnung in herzlichste Sympathie um, denn aus des Mannes offenen, dunklen Augen leuchtete ein schöner und edler Geist. Er hatte auf seinen Wanderschaften das Leben kennen gelernt und nahm es ernst, ohne deswegen ein Pessimist zu sein. Zugemt hatte er gelernt, wo es für ihn nur was zu lernen gab; jetzt half ihm sein Wissen über die Widerwärtigkeiten des Alltagslebens hinweg.

Drinnen auf der Straße sangen die Kinder. Die Mutter schaute lächelnd noch einmal hinunter und dann wieder hinauf auf die Leute, welche hinaus ins Freie gingen. Als sie sich wieder hinschaut, sagte sie so für sich: „Es muss doch wunderschön sein heut im Wald.“

Der Mann überhörte, wie sie es an ihm schon gewohnt war, diese Worte, und sein Gesichtsausdruck blieb genau der gleiche; ein kaum merkliches Nicke seines Kopfes, das war alles. Er durchslog in seinem Buche Seite um Seite; man sah es: das Zuhausebleiben war ihm keine Qual.

Anna schwieg. Es ward so still, dass man das Ticken der Wanduhr hörte und ab und zu das Klappern der Schere auf dem Brett.

Da wurde es auf der Treppe laut und die Kinder führten ins Zimmer und rissen der Mutter entgegen: „Die Tante kommt!“

Sie begleiteten den seltenen Besuch jetzt bis in die Wohnstube, wo sie dann den fremden Mann erstaunten, der mit der Tante gekommen war.

Die Eheleute hatten sich beide erhoben und begrüßten das Brautpaar aufs herzlichste; der Gießer hielt sein Buch, den Zeigefinger als Zeichen kennend, noch in der linken Hand. Als dann alle auf den einfachen Holzstühlen Platz genommen hatten, stand er noch einmal auf, um das Buch bereit zu legen und meinte dabei lächelnd: „So verdirb' ich mir nur zweitags, wenn ich zu Hause verurteilt bin.“

„Hausarrest?“ botte Marie gefragt. Anna antwortete darauf: „Ja. Unter Lito und unsere Mutter habe je zerrissne Zähne und vor dem nächsten Sonntag bekomme sie keine neue. Du glaubst net, was so Kinder verriebe.“

„Doch,“ widersprach dem die Marie, „ich weiß es noch von uns.“ Und dann wandte sie sich an ihren Verlobten: „Du warst doch sicher auch ein Wildfang, Krib, he?“

Friedrich lächelte und blickte nach dem Jüngsten von denen, die da vorwiegig um ihn standen, und setzte den kleinen Mörk auf seinen Schoß. Das gab rings im Kreise lachende Gesichter.

Dann sah sie der zweijährige Mädchen zu veranlassen, ihm nochmals ihr Patschhändchen zu reichen, aber die versteckte beide hinter ihrem Rücken und schüttelte verächtlich ihren blond lockigen Kopf.

Dann schaute sie die Mutter wieder hinunter zum Spielen.

Der Gießer hatte inzwischen eine Unterhaltung angebahnt, und man sprach auch hier wieder von der Hochzeit zuerst. Die einfache Trauung auf dem Standesamt billigte er aus atheistischen Gründen, und nahm anschließend daran Gelegenheit, von dem innersten Wesen und dem Ursprung der Religionen zu reden und von der

Unvereinbarkeit der christlichen Weltanschauung mit den Lehren der Wissenschaft.

Friedrich hörte ihm mit verständnisloser Unaufmerksamkeit zu. Der belebte Mann ging bald auf die politischen Ereignisse der jüngsten Zeit ein, sann auf die Lage der Arbeiter im allgemeinen und auf die Bestrebungen ihrer Organisationen zu sprechen und ging schlusslich auf allerhand Zeitungsneuigkeiten über. Aber Friedrich blieb einsilbig nach wie vor.

Als dann zwischen den beiden die Unterhaltung völlig ins Stocken kam, drangen die Frauen mit ihrem Thema durch. Sie sprachen über Haushaltungsangelegenheiten, und man redete nun lang und breit über die selbstverständlichssten Dinge.

Friedrich schielte währenddessen wiederholt nach seinem Gute und rückte auf seinem Stuhle unruhig hin und her, bis er es nicht mehr ausstehlt. „Wollt wir net gehe, Marie? Es wird Zeit.“ Bei diesen Worten erhob er sich und schaute eifrig auf die Pendeluhr, welche an der Wand gegenüber den Fenstern ziemlich einsam über einigen Bildnissen hing. Über Anna klettert ihn zurück. „Zeit müsst Ihr vorher noch mit uns vespern,“ sagte sie herzlich. „Zeit dazu wär's schon lang. Wir haben zwar sein'n Wein im Keller und auch sein Bier, aber ich mach' Euch ein' guten Kaffee; wir warten Euch mit dem auf, was wir habe.“

Das kam so herzerfrischend aufrichtig über ihre Lippen, dass sich Marie wohl bewogen gefüllt hätte, zu bleiben; bei diesen Leuten voller Einfachheit und Geradheit fühlte sie sich wirtlich beimisch. Aber der Frieder ließ sich durchaus nicht länger halten.

„Ich hab's ein biu Freund veriproche, dass ich kommen,“ schüttelte er vor und tat, als könne er sich auch durch das allerherzlichste Zureden nicht verleiten lassen, noch länger zu verharren.

Der Gießer war nicht derjenige, der dem freien Willen eines Menschen hindernd in den Weg trat, und bei der Interesslosigkeit Friederichs für höhere Dinge trug er auch durchaus kein Verlangen auf Ausdehnung des Besuchs. Weil er aber seine Aufrichtigkeit doch nicht gut so weit treiben konnte, dies unumwunden zu verstehen zu geben, machte er einen Scherz und sagte: „So ein Brautpaar ist doch gern allein.“

Das war Veranlassung zu noch einigen ähnlichen Scherzen, und auf diese Weise trennte man sich unter gemeinsamem Lachen mit der Aussordnung und dem Versprechen, den Besuch baldmöglichst zu wiederholen.

Das waren die Besuche bei den Familien angehörigen Marias. In sein Vaterhaus führte Friederich seine Braut über ni. „Ich bin net gut mit ihne, und kommt' mit meine Brüder net überzeugt,“ das war so seine Ausrede; und bei der blieb er.

Zu aller Stille und ohne jegliche Verantwortung schlossen die beiden bald darauf den Bund für das Leben; von Brautjungfern und Wägen, weißen Kleidern und dastehenden Puttets merkte man dabei nichts. Die beiden gingen auf das Standesamt, wie sie Sonntags spazieren zu gehen pflegten; nur hatte Friederich bei diesem Gang einen neuen Anzug und neue Stiefel an, sowie einen neuen Hut auf. Das Geld hierfür hatte Marie gegeben. Dafür hatte sie an sich selber allerdings gespart und ging in ihrem einfachen, schwarzen Kleide zur Trauung, das sie schon seit ihres Vaters Tod besaß.

Zum Standesamt traf das Brautpaar auf den Gießer und auf den Schreiner, Marias Bruder, welche von der Arbeit kamen und nur ein klein wenig sauberer gekleidet als sonst dem Trauungskleid als Zeugen beizwanden. Noch Beendigung der Zeremonie tranken die Bier in einer nahen Restaurant noch ein Glas Bier. Dann war die Feierlichkeit zu Ende; eine echte Proletarierhochzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Kopf hoch!

Kopf hoch, Frau! Und lass das Sorgen.
Sieh, die Sonne lacht heut morgen
grad wie dazumal,
wo auch uns, die wir verzögten,
nichts mehr zu erhoffen wagten,
traf ein Sonnenstrahl.

Er verscheuchte Not und Plage,
und das Dunkel unsrer Tage
hat er uns erhellst.
Nungh hielt ich Dich umschlungen,
hab mein Glück hinausgesungen
in die Sonnenwelt.

Ja, ich schwor an jenem Morgen,
niemals wieder mich zu sorgen,
komme, was da mag.
Nichts sollt ferner mich verdriessen,
wollt die Stunden froh genießen,
wie an jenem Tag. . .

Und so hab ich's auch gehalten . . .
Fort mit euch, ihr Sorgenfalten!
Komm, du Sonnenstrahl!
Kopf hoch, Frau! Und lass das Sorgen,
Denn die Sonne lacht heut morgen
grad wie dazumal.

Karl Petersson.

12

Der Vulkanismus im süditalienischen Erdbebengebiet. Die wenigen, aber furchtbaren Erdstöße des 28. Dezember des vergangenen Jahres haben genügt, um die ganze Stadt Messina, deren Ansicht vor dem furchtbaren Ereignis wir im Wilde geben, in einen Schutthaufen zu verwandeln und die Mehrzahl ihrer Bewohner unter den Trümmern zu begraben. Das selbe entsetzliche Geschick hat alle die blühenden Ortschaften in der Umgebung von Messina, in ganz Kalabrien von Reggio bis Palmi getroffen. Verheerende Wasserschlüsse des durch die Erderschütterung wild erregten Meeres haben das grause Zerstörungswert noch verstärkt, und das Aussehen beider Küsten der herrlichen Meeresstraße hat nunmehr völlig verändert.

Die kalabrische Halbinsel, die sich, im Westen vom thyrhenischen, im Osten vom ionischen Meere bespült, als die bekannte "Stiefelspitze" Italiens in einer Ausdehnung von 15 075 Quadratkilometer erstreckt und bei der Gesamtbevölkerung von etwa 1 370 200 Köpfen 75 Köpfe auf den Quadratkilometer zählte (gegen 113 im Durchschnitt in ganz Italien), ist ein richtiges Erdbebengebiet. Monteleone ist der Mittelpunkt der hauptsächlichsten Erdbebenzone, die in den Jahren 1638, 1783, 1832, 1894 und 1905 besonders schwer betroffen wurde, während das Beben des vergangenen Jahres einen kleineren Teil der ionischen Küste erschütterte. Als "klassisch" galt jenes Erdbeben von 1783, das auch die Stadt Messina heimsuchte. In der Nacht des 5. Februar 1783 trat das Meer zwischen Schylla und Chathubdis über seine Ufer und riß beim Zurückfluten Menschen und Herden mit sich. So starben allein bei Schylla 2000 Menschen, die sich aus den wankenden Häusern an den Strand und in die Stähne geflüchtet hatten. Man hat darüber gestritten, ob es sich dabei um ein eigentliches Seebben oder nur um Flutwellen gehandelt habe. Der französische Naturforscher Clemen, der bald nach jener Schreckennacht durch widrige Winde längere Zeit an der Westküste Kalabriens festgehalten wurde, hält ein Seebben, wie es die Kommission der damals gerade gegründeten neapolitanischen Akademie der Wissenschaften annahm, für ausgeschlossen und führt die Tragödie auf den Sturz des Berges Vati bei Schylla ins Meer zurück, weil die drei großen Wogen, die so viele Menschen verschlungen, und die freilich unmittelbar auf jenen Bergsturz folgten, sonst eine größere Ausdehnung gehabt haben müssten.

Neben die Ursache des Bebens von 1905 gehen die Meinungen auseinander. Die meisten sehen sie in der verhängnisvollen Nähe Stromboli. Der Leiter des Florentiner Observatoriums, Padre Alfani, dagegen sucht das Epizentrum (Mittelpunkt) zwischen diesem und der Küste im Meere. Er legt großes Ge-

wicht auf die Nachricht, daß in der Frühe des 8. September 1905 zahlreiche tote Fische auf der Oberfläche nahe der Küste gefunden worden seien. Ihre Todesursache sieht er in dem Widerstande des Wassers gegen den Druck, der sich infolge des heftigen Stoßes vom Meeresboden aus den höheren Wasserschichten bis zur Oberfläche hin mitgewirkt habe. Die Fische seien zwischen der bewegten unteren Schicht und der oberen noch in Ruhe befindlichen quergeteilt worden. Darin sieht er eine Bestätigung für seine Vermutung, daß ein wirkliches Seebeben stattgefunden habe. Ebenso bestreitet der französische Geologe Lacroix den Zusammenhang jenes katastrophalen Bebens mit den Ausbrüchen des Stromboli und bezeichnet es in einer Zuschrift an die Pariser Akademie als ein Beben tektonischer Natur. Auch auf der Insel Stromboli haben die Häuser damals arg gelitten und Lacroix fand dort zahlreiche Erdspalten, zum Teil von mehr als 20 Meter Länge und 1 Meter Breite. Mit den starken Wirkungen des Erdbebens sei keine erhöhte Tätigkeit des Vulkans verbunden gewesen; die gegenteiligen Angaben seien darauf zurückzuführen, daß am 30. August, also eine Woche vor dem Beben, eine heftigere Bewegung stattgefunden habe.

Es muß dahingestellt bleiben, ob bei den süditalienischen Beben der Herd ein einheitlicher war und ist. Im Jahre 1783 wurden die verderbenden Stoße in einem so weiten Umkreise als senkrecht von unten kommend verspürt, daß man entweder einen flächenförmigen Herd oder eine sehr große Tiefe des Herdes annehmen muß. Bei den jüngsten Ereignissen läßt sich dagegen vielleicht mit einer Verschiebung des Herdes rechnen. Schon früher konnte bei kleineren Anlässen eine Wanderung der oberflächlichen Bebenmittelpunkte wahrgenommen werden, die dann ziemlich genau an einer halbkreisförmigen Linie erfolgte, parallel dem Einbruchsrande des die Nordküste Siziliens und die Westküste Kalabriens umspülenden Thyrhenischen Meeres. Jetzt handelt es sich zwar nicht um einen einzelnen Stoß, sondern um ganze Bebenbewegungen, aber aus ihnen haben sich doch die verheerenden Hauptstöße deutlich ab. Ihre Beobachtung im Bebengebiet selbst ist vielleicht wegen der allgemeinen Aufregung und Ablenkung auf das rein Menschliche weniger zuverlässig als die Aufzeichnungen entfernter Bebenwarten. Wie bereits auch weiteren Kreisen bekannt sein dürfte, sind unsere seismologischen Stationen auf eine derartige Stärke von Feuerbeben gar nicht eingerichtet, und den Bebenzeichnern wurde ihr voller Ausschlag gehemmt. Mit Sicherheit läßt die weite Verbreitung der abfallenden Bebenwellen auf eine sehr große Tiefe des Bebenherdes schließen. Diese große Tiefe verbietet es auch unseres Erachtens durchaus, die Ursache des Bebens in vulkanischen Vorgängen der Tiefe zu suchen. Gewiß mag bisweilen die Ershütterung des Erdbebens zu einseitig auf Bewegung von Schollen zurückgeführt werden, wo in Wirklichkeit vulkanische Kräfte in Betracht kommen. In Unteritalien sind jedoch die Verhältnisse so klarliegend, daß hier eine Abhängigkeit der Beben von den Vulkanen nicht wohl herausgelesen werden kann. Vielmehr erscheint hier als gemeinsame Ursache des Vulkanismus und der Erdbeben, unterstützt durch die Jugendlichkeit der süditalienischen Gebilde überhaupt, der Hessleinbruch des Thyrhenischen Meeres.

Soll also eine ursächliche Abhängigkeit der Erdbeben von einem eigentlichen oder in der Tiefe der Erdrinde stehenden vulkanischen Ausbruch angenommen werden, so müßte zunächst in unserem Falle die in jüngster geologischer Zeit stattgefundenen tafelförmige Einsenkung des Thyrhenischen Meeres auf eine dann vielleicht Hunderter von Kilometern unter der Erdoberfläche sich betätigende vulkanische Kraft zurückgeführt werden, und diese Kraft müßte nicht eine aufwölbende, hochreibende, sondern im Gegenteil eine zusammenziehende, senkende sein. Der Name Vulkanismus würde ihr demnach auf keinen Fall beigelegt werden können. Für die Theorie und Hypothese sind ja derlei Erwägungen von Wichtigkeit, für die praktische Betrachtung ist schon der erweckte Zusammenhang zwischen den Erdbeben und Vulkanen Südaladiens mit der Senkung des Thyrhenischen Meeres ein hinreichender Gewinn.

Trotz der wahrscheinlich großen Tiefe, in der durch plötzliche, nach Anhäufung erheblicher Spannung erfolgte Schollenverschiebung oder Schollengerüttigung die eigentliche Ershütterung stattfand und sich stoßförmig nach oben und von hier wellenförmig nach den Seiten fortpflanzte, nehmen wir, wie schon gesagt, eine Verschiebung des Bebenausgangspunktes an. Nachdem in Kalabrien ein großer Teil dessen, was bisher den mannigfachen und anhaltenden Ershütterungen stand gehalten hatte, durch besonders kräftige Stoße umgelegt worden war, hat sich dann

sogleich ein neues Auslösungszentrum mehr gegeben, die Straße von Messina hin gebildet. Als hier rasch die unterirdische Spannung ihre Belastungsgrenze erreicht hatte, kam es nun zu neuer Schollenverschiebung, deren oberirdischer Ausdruck das Verhängnis Messinas und des größten Teiles der sizilianischen Ostküste war. Ein genaues Bild wird sich erst gewinnen lassen, wenn feststeht, wie weit es sich bei Ershütterung der einzelnen Orte um Stoßbewegungen wie weit um Wellenbewegung handelt. Die weitere Untersuchung wird auch lehren, ob die aufgetretene Flutwellen auf eine Erregung des Meeresbodens, unmittelbar des Meeres selbst, vom festen Lande aus oder auf die Wirkungen eines eigentlichen Seebeben zurückzuführen sind. j. w.

Die Weberameise ist eine der weniger bekannte Ameisenarten. Sie ist in den tropischen Ländern zu finden. Eine Spezies dieser Art, die *Oecophylla smaragdina* fand Dr. K. Doselein auf Ceylon bei den Beobachtungen dieses Gelehrten erzählt Professor K. Sojō in seinem Buch „Krieg und Frieden im Ameisenstaat“ (Veröffentlichung der Gesellschaft Kosmos, Stuttgart, Kronachische Verlagsbuchhandlung). Preis 1 M.). das folgende. „Diese Weberameise nährt sich vom süßen Saft gewisser Schildläuse, die auf Baumblättern leben. Diese Wirtschaft scheint aber von anderen Tieren recht arg bedroht zu sein, denn die Weberameise hat zum Schutz ihrer höchst wertvollen Haustiere Kunststücke eronnen, die in der ganzen Tierwelt ohne gleichen bestehen! *Oecophylla smaragdina* hat ebenfalls fertiggebracht, die mit Schildläusen besetzte Blätter mittelst seidenartiger Fäden zusammenzuweben, so daß fügelige oder eisförmige Nester entstehen.“

Dass Ameisen Blätter zusammenleben oder mittels Fäden zusammenspinnen, ist keine neue Sache. Es gibt ja in unseren Gärten und Wäldern oft Raupenmäste in unliebsamer Hülle und Füllerei. Nur darüber verstehen es, Blätter zu Nestern zusammenzudrehen, wie z. B. der zu den Blütlern gehörige wohlbekannte „Nebenstecher“. Über den Raupen ist dies ein leichtes, weil sie, wie die Seidenraupen, aus ihrem Mund einen Seidenfaden vorziehbar herausziehen können. Da ist das Spinnen und Weben freilich keine allzu große Kunst. Der Nebenstecher macht sich die Arbeit ebenfalls etwas minder schwierig, weil er die jungen, zarten Blätter vorher am Stiele halb durchbohrt. Dadurch werden sie weich und sind dann leichter zu behandeln.

Die Weberameisen können aber aus ihrem Mund keinen Faden ziehen, auch besitzen sie kein geeignetes Klebstoffmaterial; und die Blätter dürfen sich auch nicht wölken machen, weil ja die Schildläuse sich von diesen nähren.

Das wären nun gewiß triftige Gründe, um vollkommen zu verzichten. Aber den Mangel am eigenen Spinnfaden hat die Natur bei den Weberameisen durch eine andere Gabe ersetzt. In ihm winzigem Gehirn, das kaum größer ist als ein Punkt, hat sich eine Erfindungsgabe gelegt, die einem Wesen im Kilogramm schwerem Gehirn zur Ehre gereichen würde. Die Sache geht folgendermaßen vor sich: die Larven vieler Ameisen können spinnen. Bei der Verpuppung spinnen sie sich einen aus seinen Seidenfäden bestehenden weißen oder gelblichen Kokon. Diese in Kokons eingesponnenen Puppen hat man in der Latienwelt irrtümlich mit dem Namen „Ameisenkinder“ belegt, und unter diesem Namen sind sie als Vogelfutter ein Handelsartikel der Märkte geworden. Die Larven der exotischen Weberameisen verpuppen sich beim Verpuppen ebenfalls in solche Seidenkokons, wobei der überaus feine Faden sich aus ihrem Mund heranzieht. Blätter zusammenzuspinnen können aber die Ameisenlarven nicht, weil sie keine Füße haben und überhaupt gar nicht imstande sind, zu kriechen. Wo man sie hinklärt, dort bleiben sie liegen und verhungern dadurch (wenn sie nicht von Arbeitern ernährt werden), ohne daß sie sich auch nur 1 Centimeter weit von der Stelle bewegen könnten.“

Die Ameisen nahmen nunmehr, so plaudert der Autor weiter, ihre madenförmigen Larven behutsam zwischen die Füße und trugen sie dorthin, wo sie den Faden angeheftet haben wollten. Sie richteten es dabei stets so ein, daß sie den Mund der Larve solange an die geeignete Stelle preßten, bis der Faden hervorquoll und sich an das Blatt heftete.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!